

Mit einer Träne im Knopfloch

John le Carré erzählt Geschichten aus seinem Leben

Kurt Nelhiebel

Es gibt nur wenige Autoren, deren Name so eng mit einer zeitgeschichtlichen Epoche verbunden ist, wie der von John le Carré. Wer den Namen liest, assoziiert ihn mit dem „Spion der aus der Kälte kam“. Das Buch und der gleichnamige Film handeln vom Kalten Krieg zwischen Ost und West und einer der nichtsnutzigsten Einrichtungen, die sich die Menschheit jemals hat einfallen lassen, den Geheimdiensten. Weder haben sie jemals Gutes bewirkt noch Schlechtes verhindert, immer haben sie nur Misstrauen gesät und Unruhe gestiftet, Bösewichte am Ruder gehalten und gestürzt, wie es gerade passte. Und wenn es wirklich einmal darauf ankam, konnte sich die eigene Regierung nicht auf sie verlassen. Sie lieferten Mitarbeiter im Bedarfsfall gnadenlos der jeweils anderen Seite aus oder benutzten sie als menschliche Tauschware.

Ein von mir geschätzter inzwischen verstorbener Journalist und Berufskollege ließ sich dereinst vom amerikanischen Geheimdienst beschwatzen, in der DDR die Autonummern sowjetischer Militärfahrzeuge zu notieren und an den Westen weiterzugeben. Die DDR ist daran nicht zugrunde gegangen, aber der gute Mann saß deswegen viele Jahre in einem sibirischen Arbeitslager. Als dann die DDR ohne Gegenwehr von der weltpolitischen Bühne abtrat, traf ihr Untergang den Westen völlig unvorbereitet. Weder der Bundesnachrichtendienst noch einer der vielen anderen Geheimdienste hatte mitbekommen, wie verunsichert die Staats- und Parteiführung durch die Politik der Perestroika Michael Gorbatschows tatsächlich war.

Als Terroristen am 11. September 2001 in den USA gleich vier Passagierflugzeuge an einem Tag kaperten und als Waffen gegen die mächtigste Militärmacht der Welt einsetzten, musste die Regierung tatenlos zusehen. Keiner der Geheimdienste hatte sie gewarnt. Wenn umgekehrt ein Spion einmal gerade noch rechtzeitig drohendes Unheil signalisierte, fand er damit kein Gehör. So geschehen zwei Tage vor dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion. Von Tokio aus unterrichtete damals ihr Geheimagent Richard Sorge die Regierung in Moskau detailliert über die Angriffsvorbereitungen Hitlers, doch Stalin schob die Nachricht als Fehlinformation beiseite. Sie passte nicht in sein Weltbild, hatte doch die Sowjetunion zwei Jahre davor mit der Naziführung einen Nichtangriffspakt abgeschlossen. Das Land zahlte dafür einen furchtbaren Preis.

John le Carrés Publikum durfte gespannt sein, ob der berühmte Autor in seinem Buch mit dem nichts sagenden Titel *Der Taubentunnel* endlich aus dem Nähkörb-

chen plaudern würde. Aber er hält sich weiter bedeckt. Nichts was der Leser nicht schon wusste erfährt er über den britischen Auslandsgeheimdienst MI6, für den er ab 1960 als zweiter Sekretär der britischen Botschaft in Bonn tätig war. Angewidert von der Beobachtung, dass der Westen mit seiner Spionagetätigkeit unentwegt eigene Ideale verriet, quittierte er nach drei Jahren den Dienst, um sich nur noch der Schriftstellerei widmen zu können. Sein drittes Buch, „Der Spion der aus der Kälte kam“, machte ihn auf einen Schlag so reich, dass er sich, wie er schreibt, mit den Erlösen ein kleines Chalet in der Schweiz bauen konnte.

Obwohl der Schriftsteller auch diesmal nichts über das Innenleben seines einstigen Arbeitsgebers verrät, hält er seine Leser dennoch bei Laune und lässt sie teilhaben an dieser und jener amüsanten Episode. Nebenbei erfahren sie sogar etwas über die vermutlich wahren Gründe für das Ausscheiden Großbritanniens aus der Europäischen Union. An einer Stelle schreibt er nämlich: „Wir haben es schon vor langem aufgegeben, uns mit Deutschland zu vergleichen. Der Aufstieg des modernen Deutschlands als selbstsichere, nichtaggressive demokratische Macht ... ist eine für viele von uns Briten zu bittere Pille, als dass man sie einfach schlucken könnte.“ Vermutlich trifft das auch auf andere Länder zu. Sie schlucken diese Pille und denken dabei an die dicke deutsche Brieftasche.

John le Carré, der mit bürgerlichem Namen David Cornwell heißt, hat die Nachkriegszeit mit wachen Sinnen erlebt. Er weiß um die moralische Anrüchigkeit des Bündnisses, das der Westen nach der Niederwerfung Nazideutschlands mit dessen personeller Hinterlassenschaft eingegangen ist. Mit ihrer „willkürlichen Entscheidung, ehemalige und selbst gegenwärtige Nazis seien schon qua definitionem dem anti-kommunistischen Lager zuzurechnen“, hätten sich die westlichen Geheimdienste etwas vorgemacht, schreibt er. Von Reinhard Gehlen, der sich bei Kriegende mitsamt seinem Wissen als ehemaliger Chef des Wehrmachtsgeschichtsdienstes „Fremde Heere Ost“ an die Amerikaner verkaufte, hielt er nicht viel. Für ihn war Gehlen ein „Effekthascher und Phantast“.

Gemäß der Devise „Gleiche Brüder, gleiche Kappen“ verstand Gehlen sich nach eigenem Eingeständnis als Chef des Bundesnachrichtendienstes auf Anhieb glänzend mit dem Chef des Bundeskanzleramtes Hans Globke. Der hatte, wie le Carré bemerkt, selbst nach Nazimaßstäben eine beeindruckende Lebensbilanz vorzuweisen. Noch vor Hitlers Machtergreifung habe er sich dadurch hervorgetan, dass er antisemitische Gesetze für das Reichs- und das Preußische Ministerium des Innern entworfen habe. Konrad Adenauer habe sich über die Einwände gegen die Wiederverwendung alter Nazis mit der Bemerkung hinweggesetzt, man schütze kein schmutziges Wasser weg, solange man kein sauberes habe.

Er wolle nicht den Eindruck erwecken, seine Zeit als Diplomat in Westdeutschland damit verbracht zu haben, über alte Nazis in hohen Ämtern zu wettern. „Falls ich gegen die alten Nazis gewettert habe – die so alt gar nicht waren, denn Anfang der 60er trennte uns gerade einmal eine halbe Generation von Hitler – dann nur, weil ich

mich mit den Deutschen meines Alters identifizierte, denn sie mussten sich bei den Leuten, die am Untergang ihres Landes beteiligt waren, anbiedern, wenn sie es im Leben zu etwas bringen wollten.“ Ich gehörte altersmäßig zu den Leuten, von denen le Carré spricht. Hätte er sich auch mit mir identifiziert? Ich bezweifle das. Als erklärter Nazigegner wäre ich nie auf die Idee verfallen, mich bei Leuten anzubiedern, die Hitler bis zum Schluss die Treue gehalten haben. Immerhin interessierte sich David Cornwell alias John le Carré für die Opfer des Naziterrors. 1964 suchte er das Gespräch mit Erwin Schüle, der sich als Leiter der Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen redlich mühte, Schuldige zur Rechenschaft zu ziehen, bis seine NSDAP-Mitgliedschaft bekannt wurde und er sein Amt aufgeben musste. Anderen hat die Zugehörigkeit zur Partei Hitlers nicht geschadet.

Über den hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer und den Frankfurter Auschwitz-Prozess verliert John le Carré seltsamerweise kein Wort. Dabei wäre der von den Nazis verfolgte Jurist eine kompetente Adresse gewesen. Mit seiner Forderung, die Wurzeln faschistischen Handelns bloßzulegen, hatte sich Bauer allerdings nicht nur bei den einstigen Parteigängern Hitlers unbeliebt gemacht, sondern auch bei der so genannten bürgerlichen Mitte, die nicht an ihre Kapitulation vor dem Machtanspruch der Nazis erinnert werden wollte. Dass sich auch der penibel recherchierende deutsche Historiker Hans-Ulrich Wehler über den Initiator des Auschwitz-Prozesses und großen Humanisten Fritz Bauer ausschweigt, muss doch einen Grund haben. Seine „Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1949 – 1990“ enthält jedenfalls keine Zeile über ihn. Auch in der voluminösen „Chronik des 20. Jahrhunderts“, erschienen im Dortmunder Harenberg Lexikon-Verlag, sucht man seinen Namen vergebens. Der nahe liegende Gedanke an ein Komplott von wem auch immer ist so abenteuerlich, dass er sich von selbst verbietet. Andererseits gibt es so viele abenteuerliche Geschichten über die Geheimdienste, dass nichts unmöglich erscheint.

Im Kapitel über den Bundesnachrichtendienst erinnert John le Carré daran, dass eine Kreatur wie der ehemalige Nazi-Gestapo-chef von Lyon, Klaus Barbie, seit 1965 Informant des BND gewesen ist. Skrupel hielten die Verantwortlichen für unangebracht, schließlich arbeitete Barbie seit vielen Jahren für den amerikanischen Geheimdienst. Der hatte ihn bereits 1947 angeworben, im selben Jahr, in dem ein französisches Gericht den „Schlächter von Lyon“ in Abwesenheit zum Tode verurteilte. Barbie war nach Kriegsende über die so genannte Rattenlinie nach Lateinamerika geflohen. Bundeskanzler Helmut Kohl soll 1983 seine Auslieferung an die Bundesrepublik verhindert haben, weil er angeblich keine neue Debatte über die Nazivergangenheit aufkommen lassen wollte. 1962 hatte Kohl eine solche Debatte gegenüber Fritz Bauer als verfrüht bezeichnet. Der zeitliche Abstand sei noch zu kurz für ein abschließendes Urteil über den Nationalsozialismus argumentierte er damals.

John le Carrés schriftstellerischer Ruhm brachte es mit sich, dass er häufig zu Gast war bei den Mächtigen der Welt, der Himmel weiß, warum nicht auch bei Helmut Kohl. Vielleicht war dem Bundeskanzler der ehemalige Geheimdienstler zu britisch,

als dass er ihn nicht an Margret Thatcher erinnert hätte, zu der Kohl ein – wie er sich ausdrückte – „gewissermaßen spezielles“ Verhältnis hatte. Die „eiserne Lady“ wiederum hielt nicht damit hinter dem Berge, dass ihr Deutschlandbild geprägt sei von den Jahren bis 1942, woran sich nichts Wesentliches geändert habe. „Auch von Mrs Thatcher erhielt ich eine Einladung zum Lunch“, erzählt John le Carré. Die Premierministerin habe zu ihm gesagt: Nun, Mr. Cornwell, da Sie nun schon mal hier sind, gibt es etwas, das Sie mir mitteilen möchten?“ Da sei ihm eingefallen, dass er gerade aus dem Südlibanon zurückgekehrt war und sich in der Pflicht fühlte, für die staatenlosen Palästinenser zu sprechen. Daraufhin habe die Regierungschefin ihn vehement abgekanzelt: „Kommen Sie mir doch nicht mit diesen rührseligen Geschichten. Tag für Tag appelliert man an meine Gefühle. So kann man doch nicht regieren.“

Die Abfuhr, die sich John le Carré bei der britischen Premierministerin einhandelte, muss ihn ziemlich verletzt haben, erinnerte sie ihn doch an die Kälte seiner Kindheit. Bis heute habe er keine Ahnung, was für eine Art Mensch seine Mutter gewesen sei, schreibt er in seinen Lebenserinnerungen. Sein Vater habe es nicht als Widerspruch empfunden, wegen Betruges gesucht zu werden und gleichzeitig auf dem Pferderennplatz in Ascot mit grauem Zylinder im exklusiven Bereich der Rennstallbesitzer aufzutreten. Die Kindheitserlebnisse scheinen David Cornwells Sinne für menschliche Schicksale geschärft zu haben. Gerührt erzählt er von der Beerdigung eines führenden britischen Kommunisten, der für ihn als Informant gearbeitet, aber seine Ideale dennoch niemals preisgegeben habe. Die Beweggründe beschäftigten ihn, seit er die Welt der Geheimdienste verlassen habe, schreibt le Carré im Rückblick auf seine anfängliche Tätigkeit für den britischen Inlandsgeheimdienst. Der Mann habe keine Freude an dem falschen Spiel gehabt und sei „als unbekannter Soldat der Kalten Krieges“ gestorben.

Vielleicht sollten manche deutsche Politiker und die Beckmesser in den Medien John le Carrés Erinnerungen zu Hand nehmen, um endlich Zugang zu einem Land zu finden, das „zwanzig Millionen Menschen durch Stalins Henker verlor und weitere dreißig Millionen durch Hitlers Henker“. Er sei zweimal in Russland gewesen, erinnert sich le Carré: Das erste Mal 1987, als es dank Michail Gorbatschow mit der Sowjetunion zu Ende gegangen sei und alle das gewusst hätten, „nur die CIA nicht“; das zweite Mal sechs Jahre später, „als der kriminalisierte Kapitalismus sich den gescheiterten Staat wie in einem Rausch angeeignet hatte und das Land in den Wilden Osten verwandelte“. Was die kollektive russische Seele am meisten fürchte, sei Chaos, was sie am meisten liebe, sei Stabilität. Das schreibt derselbe Mann, der nach dem Erscheinen von „Der Spion der aus der Kälte kam“ das Ziel literarischer Beschimpfungen durch die sowjetische Seite gewesen ist.

Wenn er auf sein Leben zurückblicke, dann sehe er es als eine Abfolge von Verpflichtungen und Fluchten, und er sei heilfroh, dass das Schreiben ihn halbwegs auf der Höhe und bei Verstand gehalten habe. „Ich wollte, dass meine Geschichten nicht als heimliche Enthüllungsstorys eines literarischen Deserteurs gelesen wurden, sondern als Fiktionen, die der Wirklichkeit, die sie hervorgebracht hatte, nur kleinste

Kleinigkeiten entlehnt hatten.“ Die Praxis, Spione in angeblich subversive Organisationen einzuschleusen, sei so alt wie die Welt, summiert John le Carré. Zum Beweis zitiert er einen Ausspruch des legendären FBI-Direktors Edgar Hoover, wonach Jesus nur zwölf Jünger gehabt habe, aber einer davon sei ein Doppelagent gewesen.

Kein Zweifel, da geht jemand mit etwas Wehmut im Herzen auf Distanz zu sich selbst. „Wenn wir heute von Polizisten lesen, die sich in Friedens- oder Tierschutzorganisationen einschleusen, dann stößt uns das ab, weil wir sofort wissen, dass die Ziele niemals eine solche Täuschung oder gar den Verlust von Menschenleben rechtfertigen.“ In der Tat, welche Ziele auch immer genannt werden, zu keiner Zeit hat eine Idee den bewusst herbeigeführten Tod auch nur eines einzigen Menschen gerechtfertigt. Wer da meint, sich als Angehöriger der Bundeswehr das Recht herausnehmen zu dürfen, Menschen vorsätzlich zu töten, um andere zu retten, geht rechtlich und moralisch in die Irre. Nicht einmal der Staat darf einen Menschen bewusst töten, geschweige denn ein Einzelner „Die Todesstrafe ist abgeschafft“, bestimmt Artikel 102 des Grundgesetzes. Seine Schöpfer zogen damit die Schlussfolgerung aus dem Wüten deutscher Blutrichter während der Nazizeit.

Deutschlands unbewältigte Vergangenheit habe ihn neben all dem anderen, womit er sich während seiner Zeit in Deutschland beschäftigte, nicht losgelassen, schreibt John le Carré zu Anfang seines Buches *Der Taubentunnel*. Insgeheim habe er sich durchaus nicht dem politischen Komment jener Zeit hingegeben. „In gewisser Weise verhielt ich mich wohl wie viele Deutsche in den Kriegsjahren von 1939 bis 1945“. Mit anderen Worten, er hat geschwiegen, obwohl er sah, dass um ihn herum Unrecht geschah. Dies einzugestehen ehrt ihn und macht ihn mir im Nachhinein sympathisch. John le Carré hat ein weiches Herz. Er lässt uns nicht nur teilhaben an seinem Leben, sondern erinnert uns auch im Plauderton und ohne erhobenen Zeigefinger an einen Abschnitt deutscher Geschichte, den die einen vergessen möchten und von dem andere nie etwas erfahren haben.

John le Carré, *Der Taubentunnel. Geschichten aus meinem Leben*. Berlin: Ullstein 2016, 381 Seiten.